

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

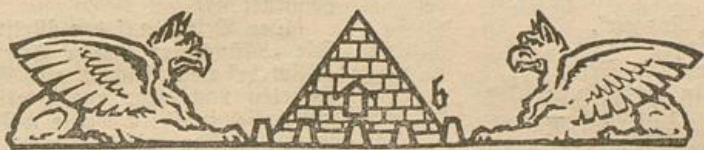
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

30.5.1926 (No. 22)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 22



30. Mai 1926

Gustav Adolf Müller / Neue Scheffel-Erinnerungen.

**Vorbemerkung.** Die von mir hier in kommender Folge veröffentlichten „Erinnerungen“ an Joseph Victor von Scheffel sind zum geringsten Teile „selbst erlebte“; aber sie sind als unmittelbar von mir durch jene, die sie erlebten, erfahrene Tatsachen sicher geeignet, dem unverlöschlichen Bilde unseres Unvergesslichen einige neue Farbentöne aufzusetzen; sie wollen nicht etwa wetteifern mit den an dieser Stelle seinerzeit erstmals erschienenen Selbsterinnerungen Heinrich Bierbrats, des von Jugend auf mit dem Hause Scheffel verbundenen Großen; aber sie sollen auch nicht untergehen, zumal ich nicht weiß, ob ich die Verwirklichung des Planes, zu meinem 60. Geburtstag ein Gedebuch mit dem Titel „Unter Menschen und Reuten“ erscheinen zu lassen, noch erlebe. So weihe ich diese Blätter, fern von der badischen Heimat weilend seit fast vierzig Jahren, aber nie ihr innerlich untreu, allen denen, die wie ich den „Meister Josephus“ lieben.

### Eigene Erinnerungen.

Scheffels Name hörte ich zum erstenmal als etwa 15jähriger Gymnasiast zu Freiburg, wohin ich vom Weinrebenort Ebringen aus täglich einen nicht immer erquicklichen Zweistundenweg (hin und zurück!) abzustampfen hatte. Nicht aber die Schule machte mich mit ihm bekannt, sondern das Leben in Gestalt einer jungen Liebe, einer ebenso harmlosen wie seltsamen „Pennälerliebe“. Ein „Christkind“ schenkte mir damals — über Schallstadt fliegend — den „Trompeter“, den ich wohl gleich binnen einer Stunde auf meinem Ebringer „Schloßhochsitz“ in verriegeltem Zimmer gierig verschlang. Der „Trompeter“ und eine von mancherlei Hemmungen bedrohte Pennälerliebe — wie paßten sie so gut zusammen!

Ein Jahr darauf wurde mir der Dichter auch als Mensch und Persönlichkeit bekannt. Es war zu Beginn der achtziger Jahre, einige Jahre vor des Meisters Tod. Diese Erinnerungen gehen über das Heim meines in Baden noch unvergessenen Großheims, des Geheimen Hofrats Dr. Joseph Beck, des Freundes, Sekretärs und Biographen des Ignaz Heinrich von Wessenberg und zeitweiligen Lehrers Napoleons III. auf Arenenberg, bekannt durch seine philosophischen und geschichtlichen Lehrbücher, die lange Zeit auf den höheren Schulen (nicht nur Badens) eingeführt waren. Mein Oheim hatte mich in sein Haus aufgenommen. Er wohnte damals in Baden-Baden und stand noch immer, trotz seines hohen Alters (1803 geboren), in regen Beziehungen zu Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern der „alten Zeit“. Diese Beziehungen waren nicht aus seinen ersten Berufsahren erwachsen, wo er katholischer Priester und geistlicher Lehrer gewesen war, sondern aus seiner späteren Stellung als Oberkirchenrat zu Karlsruhe, als Mitglied der Aera Nebenius, aus seiner Anteilnahme an gewissen Streitigkeiten zwischen Staat und Kurie, insonderheit am Streit bezüglich der gemischten Ehen — ein Kampf, der mit Exkommunikation und mit dem Uebertritt zur evangelischen Kirche geendet hat, ohne freilich, wie ich als letzter Zeuge weiß, dem kampfreichen Leben inneren Frieden zu bringen.

In des „Dunkels“ Haus kamen noch immer Gäste aus der „Vorzelt“ des geeinigten deutschen Reiches, Minister von ehemals oder heute, Literaten aus Nord und Süd, auch solche, die bei ihm nach „angedruckten Quellen“ über die wessenbergantische Epoche sprachen, was mich als „Vorleser“ und Gehilfen des fast Erbbluten natürlich früh in Rapport setzte zu allerlei Geistern.

Auch zu Scheffel, dessen Elternhaus meinem Oheim bis zu dessen Tod eine der wertvollsten Lebenserinnerungen geblieben ist. Den „jungen“ Scheffel hat Beck zu Karlsruhe schon sehr frühe kennen gelernt — schon von Nastatt aus, wo Beck mit „Vater Loreye“ und durch diesen mit vielen damals hervorragenden Persönlichkeiten zu Heidelberg und Karlsruhe befreundet war. Später, als Joseph Victor (1843—1847) Student in München, Heidelberg und Berlin war, betrat er als „Ferienbesuch“ meines Oheims stets gastfreundliches Haus. Noch als „Amisreviseur“ zu Säckingen (ich lese in den Notizen: 1852) gedenkt der halb unfreiwillige Jurist Scheffel einer Fürsprache Beck's anlässlich irgend eines „dummen Streichs“. Dann kamen des „in die Welt fahrenden“ Josephus Wanderjahre. Erst als er Hofbibliothekar in Donaueschingen wurde, begegnete er dem älteren Landsmann wieder. Sein „Eckehard“ baute die neue Brücke: Scheffel dankt einmal für einige geschichtliche Hinweise Beck's, der ja als einstiger Professor am Konstanzer Lyzeum die Schauplätze des Romans ebenfalls sehr genau kennen gelernt hatte.

Jahrzehnte waren seitdem verflungen. Eines Tages, noch in Baden-Baden, gab es ein letztes, persönliches Begegnen. Hätte schon damals Ernst Boerschel sein feines, unskritenes Gedebuch über Scheffel und seine „Jugendliebe“ Emma Heim-Koch, die „Scheffelbabe“, geschrieben gehabt, so hätte ich gewußt, wer die leichtergrante Dame war, die während der kurzen Begrüßung der beiden Männer auf der Randhöhe an der Dichtentaler Straße sich abseits hielt, beschäftigt mit „Vello“, dem hofrätlichen Hündlein. Ein paar freundliche Worte galten auch mir. Aus allem entnahm ich, Scheffel war — infognito — auf einem Ausflug mit dem Käselein Emma, wie solche „Spätwanderungen“ der beiden nun vereinsamten einstigen Jugendgenossen im Buche Boerschels auch „verskundlich“ bezeugt sind. Schicksale, darunter des Oheims Umzug nach Stuttgart, sein Tod daselbst und mein Uebergang in das Konstanzer Gymnasium wurden die Veranlassung, daß ich mit bestimmtem Auftrag als angehender Studiosus Einkehr auf der Mettnau halten durfte. Ich kam gerade, als irgend ein norddeutscher Verehrer (ich glaube ein „Wursthändler en gros“) dem Eckehard-Dichter ein ansehnliches Paket zugeschickt hatte: Scheffel war gerade dabei, eine Dankpostkarte zu schreiben, und meinte scherzend: „Derartige nahrhafte Huldigungen kann man sich schon gefallen lassen!“ Er betonte das Epitheton „nahrhaft“ nicht ohne schalkhafte Ironie, denn ärgerliche, zudringliche, leere Huldigungen hatte er genugsam erfahren. Sohn Victor, damals beim Vater weilend, hatte die schwere Sendung geöffnet: die Versuchsprobe war glänzend. Noch heute mundet sie mir.

Es war natürlich daß die Jugend des Besuchers die Rede auf — die Jugend selber brachte. Scheffel empfahl mit gewisser Behmut als „Lebenselixier“ die Parole: „Gaudeamus igitur!“ Ein leiser Unterton der Klage: „Heil dem, der's noch kann!“ In diesem Augenblick, da Scheffel mir bedeutungsvoll auf die Schulter klopfte, fielen mir seine Verse ein:

Nicht rasten und nicht rosten,  
Weisheit und Liebe kosten,  
Durst löschen, wenn er brennt,  
Die Sorgen vertreiben mit Scherzen —  
Wer's kann, der bleibt im Herzen  
Zeit Lebens ein Student . . .

Wie eingebildet — wenn auch in verzeihlicher Begeisterung — ist man doch in der Jugend, wenn man „auch“ Verse macht! Ich glaube, Scheffel wollte etwas boshaft sein, als er nach dieser Krankheit bei mir fragte. Ich hütete mich, ihm zu gestehen, daß ich (ach, wie selbstverständlich!) Liebes- und weltchmerzliche Lieder, ganz à la Heine, nur nicht so gute wie dieser, verbroschen hätte, gestand aber, daß mich das alte Germanentum, der alte germanische Götterglaube und dessen Untergang besonders mächtig beschäftigten; ja ich verriet ihm, daß ich einen „wundervollen Stoff“ gefunden hätte zu einem „historischen Roman“. Ich durfte Näheres erzählen. Es war das erste Ringen um die Gestaltung meiner später von Otto von Leizner in dessen „Deutscher Romanzeitung“ veröffentlichten Erzählung „Als die Götter starben“. In der Buchausgabe (bei Otto Janke, Berlin, längst vergriffen) habe ich Scheffel, der damals schon seit 14 Jahren tot war, gedankt für die zwei Namen eines verträumten Seidenknaben und Märensingers, sowie seiner „stillen Liebe“ — Namen (Surma und Ewenkünde), die ich seinem Geiste verdanke . . .

Und das Schönste aus jenen Tagen, das Beste, das Beste: Scheffels Wanderjagen für mein wegverschlungenes Leben. Auch er hat eine kleine Geschichte, sozusagen eine — Textgeschichte. Der Dichter hatte mir beiläufig gesagt, es sei „je nachdem leicht oder schwer, ein Dichter zu sein“. Und auf meine Bitte um die Deutung dieses Spruchs bekam ich die von mir heilig gehaltenen Verse:

Alles „Heute“, alles „Morgen“,  
Alles edle Hoffen, Sorgen  
Bringt dir Last und manche Pein;  
Alles hoffen durch dein Streben,  
Alles ohne Neu' erleben —  
Dazu mußt du Dichter sein!

Alles ohne Neu' erleben — welch ein tiefer, sittlicher Kern, welch eine durch Schicksale gereifte Weisheit liegt in diesem Wort der Dichterweihe!

Nach Jahren fragte ich beim Sohne Scheffels in Karlsruhe an, ob Meister Josephus diesen Spruch wohl damals erst erfunden, ob er ihn etwa auch anderwärts niedergeschrieben habe. Victor antwortete mir, die Verse seien nirgends gedruckt, seien auch im Nachlaß nicht handschriftlich vorzufinden. Indessen klängen ihm selbst die Reime so sehr im Ohr, als müßte er sie irgendwo doch gelesen haben. Er schlug mir vor, eine kleine „Berichtigung“ der vielleicht zu rasch niedergeschriebenen Version in der zweiten Zeile vorzunehmen, die sein Vater sicherlich bei nochmaligem Ueberprüfen bewirkt haben würde. Und so habe ich denn die beiden ersten Verse behutsam nach Herrn v. Scheffels Rat geändert in:

Alles „Heute“, alles „Morgen“,  
Alles Hoffen, alles Sorgen usw.

Wer aber weiß eine inhaltvollere Grabchrift für einen Dichter, der — zwar wie wir alle nicht fehlerlos, aber ohne jene Schuld, die selbst die Neue nicht tilgen würde — aufrecht durch das Leben ging?

Wenn ich auf dem Karlsruher Friedhof an Scheffels Grust sehe, raunen in meiner Seele, in meinem dankbaren Herzen diese schönen Weiseworte Joseph Victors nach. Sie geleiten mich in den Abend meines eigenen Lebens hinein — als Bekenntnis, als Trost, als Hoffnung für den Heimweg.

#### Der Marschdichter Hermann Allmers und F. V. von Scheffel.

Manchmal sah ich beim „Alten von Rechtenfleth“ auf der Diele seines niederländischen Bauernhauses an der Weser in meinen Bremer Jahren (1899—1902). Hermann Allmers, der „Marschdichter“, der Verfasser der „Römischen Schlandertage“ und Stimmungslyriker, dem auch etliche gewaltige Balladen gelangen, näherte sich, als er meinen zu Ende gehenden „Dreißigern“ begegnete, schon den „Achtzigern“. In seine Werde- und Reisejahre fällt sein inniger Verkehr mit Freiligrath, mit dem Kreis der „Münchener“, einem Paul Heyse, Hermann Ring, mit Ludwig Uhland, mit den berühmtesten deutschen Malern und Bildnern zu Berlin, München und Rom, mit Gelehrten von Weltruf. Seinen väterlichen Bauernritzen schmückten Meister, wie der Dichter-Maler Arthur Ritger und wie der Plastiker Magnussen, mit edelster Kunst. Ernst Häckel, der Atheist, pries seinen Freund aus römischen Wandertagen und frömmere, wenn auch „unkirchlichen“ Weltanschauungs-genossen als „Hermann Allmers, den Friesenhauptling und Prachtmenschen“.

Er hat mir wiederholt, draußen bei sich, auch drinnen in der Stadt, in meinem Bremer Heim, von seinem Besuch bei Scheffel erzählt. Angeedeutet habe ich die Begegnung beider Dichter schon

wiederholt, sowohl im „Allmersbuch“, wie in meinen „Stimmstoter Dichter“; aber hier darf ich mehr berichten, als jene früheren Hinweise besagten.

Ich kam erstmals nach Rechtenfleth mit einem Grusse meines nun auch dahingegangenen Freundes Martin Greif. Es kennzeichnete die vornehme Gesinnung des Marschdichters, daß er — die scharfen literarischen wie gesellschaftlichen Gegenfätslichkeiten zwischen Heyse und Ringes Anhang und Martin Greif sehr wohl wissend — sich, obwohl er zu jenem Kreise in engsten Beziehungen stand, doch nicht zu einer Voreingenommenheit wider den damals angefeindeten, heute einspruchslos anerkannten Greif bestimmte, ließ, als der Münchener Georg Scherer in einem geheimen Rundschreiben an bekannte Schriftsteller diese zu einer Befehdung gegen eben erfolgreich aufgetragenen Martin Greif „vertraulich“ einlud — ein wüster Skandal, der für den Veranlasser auch eine rechtliche Wirkung bekam.

Ueber dieses Kapitel hinweg kam die Unterhaltung, zumal ja Badener war, auf Scheffel. Schon im März 1900 hatte mich Allmers seine Begegnung mit Ludwig Uhland brieflich geschildert und hinzugefügt: „Viel interessanter ist die Geschichte des Besuchs bei Scheffel, welche in den „Lebenserinnerungen“ aufgezeichnet wird.“ Zur Niederschrift dieser Erinnerungen ist der 1902 gestorbene Allmers nicht mehr gekommen. Umso wertvoller dürfte also mein Bericht sein, wie ihn der „Alte am Deiche“ mir mündlich geschenkt hat.

Der Besuch auf der Meitnau erfolgt nicht voraussetzungslos. Die „Münchener“ hatten Scheffel schon längst in der Gesellschaft „Altozia“ vom Dichter aus Niedersachsen erzählt, der — auf den Fahrten nach oder aus Italien auch in „direktem“ Ziel — fast alljährlich in ihrer Mitte weilte, aber bisher regelmäßig ein Besammentreffen mit Meister Josephus „verpaßt“ hatte. Besonders Paul Heyse wünschte die beiden Poeten einander bekannt zu machen, sie, die so manche Wesenszüge (auch die ursprüngliche Ziel-Maler zu werden) miteinander gemein hatten. Diesmal hatte Heyse nicht geruht: Allmers sollte unbedingt auf der Meitnau vorbeisprechen und Grüße bringen.

„Als ich“ — so erzählte mir Allmers bei funkelndem Rotwein — „anklopfte, tat mir Scheffel selber die Türe auf, sah hinter der Brille hervor den langen Friesen erstaunt an, prüfte mich mit etwas professoralem Blick und erwiderte auf meine kurze Vorstellung „Allmers!“ mit der prompten Frage: „Der Schlanderer?“ Ich bejahte und war im gleichen Augenblick schon ins Zimmer gehoben. Nun ging es los mit Grüßen gemeinsamer Freunde, mit Erinnerungen an Rom, Neapel, Capri. Und was für Erinnerungen! Wir erkannten, daß wir eigentlich auf denselben Spuren gegangen, mit denselben guten und bösen Mustanten erlungen und gezecht hatten. Eine herrliche Nacht verlebte ich mit Scheffel. Zuerst verriet mir ein Seufzen und mißgemothes Klagen bekannnt und unbekanntes Dinge über die einsamen Kimmernisse und die Herzensumraut des Alemannenbarden. Ich merkte: Er litt unter dem Zwielicht seiner verunglückten Ehe. Aber der lachende Humor ward Sieger auch in jener Nacht. Ein Wirschgang bei Mondenschein am Bodensee — fast war es eine „Menschenbirch“ zu nennen, denn Scheffel stand schon damals mit den angeblich „räuberischen“ Fischen der Reichenau auf Guerilla-Kriegsfuß — wurde für mich zum unerhörten Erlebnis. Daran schloß sich ein Schwärmen und ein Trinken gemäß dem Begrüßungsworte Scheffels: „Sie sind der Schlanderer, aber, lieber Allmers, jetzt wird nicht geschlandert — heute sitzen wir!“ Na, und wir — saßen, saßen um Mitternacht und saßen bis zum Morgen, saßen und tranken, freilich nicht so unbändig, wie die fama breitmaulig von Scheffel zu lügen gewöhnt war, aber wir tranken nicht wenig und auch gut, und wir tranken im Anblick des Hohentwiel und im Gedächtnis an Italia Stimmungen voll der Romantik in uns hinein . . .“

Stimmungen! Wer genos sie feiner und weiser als der redende kaste Frieze von Rechtenfleth? Wer war ihrer mehr als er vor zu Hause Rauberer, Meister und Genießer. Es war in jener Nacht auf Scheffels Meitnau nicht anders wie nach Paul Wankene im Marschendorf bei Allmers:

Es heulte der wilde Sturmwind drauß  
Und der Regen rauschte hernieder —  
Da trugst du vor in dem traulichen Haus  
Deine schönen mächtigen Lieder.  
Ich trank den Klang wie feurigen Wein  
Und es strömte wie goldner Sonnenschein  
Durch all mein Köhlen und Sinnen:  
Was Wunder! Es leuchtete voll und rein  
Die Sonne Homers da drinnen. —

(Fortsetzung folgt.)

## R. Frenzen / Der Riesensalamander von Denningen und seine Geschichte.

Unter den mannigfachen Versteinerungen, den Resten vorweltlichen Lebens, die in der badischen Landesammlung für Naturkunde, Karlsruhe, dem Publikum zur Schau gestellt sind, befindet sich ein Fund, der ganz besondere Beachtung verdient. Es ist dies das Skelett eines riesigen Salamanders aus dem Tertiar von Denningen am Bodensee. Nicht die Seltenheit allein ist es, die diese Versteinerung unter den anderen besonders hervortreten läßt, sondern die Tatsache, daß dieser Riesensalamander in der Geschichte der Versteinerungskunde eine hervorragende Rolle spielt.

Eng verknüpft mit der Geschichte des Denninger Riesensalamanders ist der Name des Züricher Arztes und Professors Johann Jakob Scheuchzer (geb. 1672, gest. 1733), der seinerzeit als hervorragender Gelehrter galt. Obwohl der geniale Leonardo da Vinci bereits im 15. Jahrhundert die organische Herkunft der Versteinerungen mit für die damalige Zeit bewundernswertem Scharfsinn erkannt hatte, war diese Auffassung völlig unbeachtet geblieben und vergessen worden. In der Zeit vor Scheuchzer sehen wir die Gelehrten sich die phantastischsten Vorstellungen über die

Wesen und die Entstehung der Versteinerungen machen. Ihre anorganische Herkunft galt als feststehende Tatsache, nur über die Art ihrer Entstehung gingen die Meinungen auseinander. Nach der einen Auffassung waren sie aus einem mit besonderer schöpferischer Kraft begabten Urchlamm durch Exhalation und Fermentation im Schoße der Erde hervorgegangen, nach anderer waren sie Abkommen fein verteilter, staubförmiger, in die Erde gelangter Keime, nach wieder anderer lediglich versteinerte Wassergemenge.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Scheuchzers, die organische Herkunft der Versteinerungen und ihre Zusammenhänge mit heute lebenden Formen der Tier- und Pflanzenwelt richtig erkannt zu haben. Kind einer naiv frommen Zeit, hat er aber die letzten Folgerungen aus dieser Erkenntnis nicht zu ziehen vermocht. Für ihn und seine Zeit waren die Versteinerungen Reliquien der Sintflut, auf unsere Tage überkommene unwiderlegliche Beweise für die Richtigkeit des Mosaischen Schöpfungsberichtes. In einer 1708 erschienenen Schrift läßt er die versteinerten, von ihm vorwiegend bei Denningen gefundenen Fische klagen, daß sie unverkündet das Opfer der Sintflut geworden seien und sich über die Ungerechtigkeit der Menschen beschwerten, die sie nicht als Urzeuger der heutigen Fische anerkennen, sondern sie „vor mineralische Stein- und Mergelgebirgthien“ ansehen wollen. Gegen Ende seines Lebens glaubte Scheuchzer noch das Glück zu haben, „das Beingerüst eines verruchten Menschenkinde, um dessen Sünde willen das Unglück über die Welt hereingebrochen sei“, gefunden zu haben. In seinem 1781 in Augsburg erschienenen Werk „Physica sacra“ gibt er eine gute Abbildung dieses Sintflutmenschen, dem er folgenden Vers widmete:

„Betäubtes Beingerüst von einem alten Sünder,  
Erweiche Stein und Herz der neuen Volkheitskinder.“

Fast 100 Jahre hat der Sintflutmensch Scheuchzers berechtigtes Aufsehen erregt, bis ihn der geniale Cuvier seines Nimbus entkleidete und ihn richtig als das erkannte, was er wirklich war, das Skelett eines riesigen Salamanders, den er zu Ehren seines ersten Beschreibers „Andrias Scheuchzeri“ nannte.

Das Original Scheuchzers liegt heute in Harlem; das Exemplar unserer Sammlung, das Skelett eines ca. 1,20 Meter langen Tieres, ist viel besser erhalten als jenes. Immerhin wird auch bei seinem Betrachten jedem die frappante Ähnlichkeit auffallen, die es in der Schädel- und Brustpartie mit einem menschlichen

Skelett, das man sich natürlich stark verdrückt vorstellen muß, besitzt.

Interessant ist es, daß noch heute, nach vielen Jahrhunderttausenden, wenn nicht Jahrtausenden, Nachkommen oder doch nahe Verwandte dieses Riesensalamanders auf unserer Erde leben. Der eine dieser Verwandten ist der auf der Insel Nippon lebende, bis 1,5 Meter Länge erreichende Hazekoi oder Ganzaki der Japaner. Er wird gelegentlich bei uns in zoologischen Gärten lebend gezeigt und hält hier in der Gefangenschaft oft jahrelang aus. In seiner Heimat bewohnt der Riesensalamander die schnellfließenden, klaren Gebirgsbäche. Hier unter Felsen verborgen lauert das plumpe, eine vorwiegend nächtliche Lebensweise führende Tier auf seine Beute, die aus Würmern, kleinen Kerbtieren, Fischen und Fröschen besteht. Der Japaner stellt dem Riesensalamander eifrig nach, ist doch sein Fleisch als Lekturbissen hoch geschätzt. Ein anderer Riesensalamander, gleich seinem japanischen Vetter gewissermaßen ein lebendes Vorwelttier, ist der Hellbender, der Schlammteufel der Flüsse des südlichen Nordamerikas. Kleiner als die japanische Gattung, führt das bis 1/2 Meter lange Tier eine ähnliche Lebensweise wie die Angehörigen jener.

Wir dürfen annehmen, daß der Deninger Riesensalamander in seinen Lebensgewohnheiten mit seinen heutigen Verwandten große Übereinstimmung zeigte. Die Kalkmergel, in denen seine Skelette gefunden wurden, sind die erhärteten und zu Stein gewordenen Kalkschlammteufel, die sich am Boden eines großen Sees niederschlugen, der sich in der jüngeren Tertiärzeit, vor vielen Jahrhunderttausenden, im Gebiete des heutigen Schienerberges ausdehnte. Wie aus den versteinerten Blättern zahlreicher bei Denningen gefundenen Gewächse, die heute nur noch in den Tropen vorkommen, mit Sicherheit geschlossen werden kann, herrschte zu Lebzeiten des Andrias im Bereiche des heutigen Bodensees ein Klima, das etwa dem des heutigen südlichen Nordamerika, der Heimat des Schlammteufels, entsprach. Jedenfalls bot der Deninger See dem Riesensalamander günstige Lebensbedingungen, besitzt doch neben Skeletten und Skeletteilen alter, ausgewachsener Tiere unsere Landesammlung ein solches von einem jungen, ca. 25 Zentimeter langen Individuum. Hauptnahrung des Deninger Riesensalamanders dürften kleinere Fische gewesen sein, von deren Artenreichtum die wundervollen, in der neu aufgestellten „Deninger Sammlung“ (Saal IV im Erdgeschoss) dem Publikum zugänglich gemachten Stücke eine Vorstellung geben.

## Anna Maria Kenner / Bärbel's Reise in die Neue Welt.

Das Dorf hatte schwere Zeiten erlebt. So lieblich es in der Flugsiederung unweit vom Rande eines dunklen Gebirges lag, so schwer hatte es auch zu leben gerade wegen seines anmutigen Plätzleins an einem Bache, der vom Gebirg herkam und Feldbach hieß. Der Boden der Niederung war größtenteils lehmig und sumpfig; in jenen Zeiten verstand man die Entwässerung nicht und überließ den jeweiligen Ertrag des Feldes nach reichlich aufgewendeter Mühe dem Heben Gott und der Fürbitte der Ortsheiligen. Damit nach einem guten Jahr der Uebermut aber nicht zu groß werde, ließ der Kirchenpatron, der seine Wahl dem Umstand verdankte, daß das Dorf am Wasser lag, und er der Patron der Fischer war, doch einmal geschehen, daß der Bach und ein wilderer Bruder ein paar Stunden weiter weg das Dorf und seine Felder unter Wasser setzte. Dann tanzten die Fräulein im Keller, wohl auch einmal die Holzpantoffeln im Hausflur, und im Sommer schwamm das Heu auf den Wiesen rettungslos davon. Wolkenbrüche am Gebirgsrand und rauches Tauwetter machten, daß der Parrer nach dem Gottesdienst noch ein besonderes Gebet um Bewahrung vor Wassersnot und Sturichaden anfügte.

Aber alle paar Jahre geschah ein solches Unheil, und wenn die Bauern sich erholt hatten von Missetaten und Mühe, dann kamen Kriegszeiten und störten sie in ihrem zähen, emsigen Schaffen. Was wollten die Menschen tun, auf denen Rechnungen und Kriegsverluste und Missetaten drückend lagen mit Schulden von Jahrzehnten her? So kam es, daß die Armen, die arbeiten konnten, die Genehmigung zum Auswandern bekamen, was dem einen wohl wie eine liebliche Verheißung, dem andern aber als schwarzer Spruch erschien. Mehr aber als die gern gegebene Erlaubnis der Herrschaft awana die Not, zwang besonders in einem Jahr, das ein Hungeriahr war und teures Brot und billige Güter brachte.

Manchen Müden und Gebrechlichen, der in guten Zeiten noch ein paar Fährlein geschaukelt hätte, ließ es leise auslöschen wie ein Licht, wenn der Faden das letzte Deltropfen einsaugt. Die Bengartin, eine magere, abgeschaffte Witfrau, war auch dabei. Sie hatte zu den Geplagten gehört mit ihrem Mann, der zu der Armut noch ein dürftiger Bruder war und zu nichts kam, sie mochte schaffen, soviel sie konnte. Als er vor fünf Jahren starb, wollte ein noch junges Menschenkindelein seine Augen aufstun; sie gearb es zuversichtlicher, als sie es getragen hatte, denn sie spürte noch Lebenskraft genug, für ihre Kinder zu schaffen. Alle Tage wurde, wenn das Flämmlein Mut einmal klein werden wollte, es wieder angeblasen von dem frischen Hauch und Wesen des Bärbel's, der ältesten Tochter. Bärbel war jetzt neunzehn Jahre, und sie hütete das Schwesterlein, das sie in dem Alter bekommen, in dem Mädchen kleine Kinder lieb gewinnen, mit zärtlicher Sorgfalt.

Ihre tatkräftige und glückliche Art ließen ihr in den ersten Monaten nach der Mutter Tod nicht Raum zu verzweifelter Trauer. Es schmerzte sie zu ihrem eigenen Verdruss fast mehr, als das kleine, dürftige Häuslein versteigert wurde und ihre wenige Habe und ihr Bett hinüber kam zu der Base, wo sie fürs erste mit ihrem kleinen Christinle bleiben sollte.

Aber es blieb ihr keine Zeit zum Grübeln und Nachtrauern, so hart ging es her mit Arbeit und Sorgen bei den dürftig lebenden Verwandten, die ein Herblein Kinder hatten. Es war ihnen hoch anzurechnen, daß sie das Christinle dazu nahmen; Bärbel schaffte auch dafür und verdiente mit Spinnen ihre und des Kleinen Kleider, so daß sie keinem zur Last fiel. Sie schaffte unermüdet, immer froh, manchmal leise singend, — nun, wie ein halt schafft, wenn ein braver, sauberer Bursch dann und wann einmal bei einem stehen bleibt und fragt, ob man am Fäden, am Saden oder Häufeln sei. Oder am Aufhängen und Trocknen, wenn er auf dem kleinen Weg hinter dem Grasgarten nach den Wiesen hinunter ging, gerad an einem Tag, an dem man morgens die Waschauber am Brunnen gefüllt hatte.

Nun sein heißt, sich stärker fühlen als alle Gewalt auf der Erde, und so herrlich, so ganz jung waren Bärbel und Klemens' Hauter, und darum bangten sie vor nichts, wenn auch rechter Lebensernst sie ruhig und bedacht gemacht hatte. Sie versprachen sich an einem schönen Sonntag ernsthaft und ohne viel Hartlichkeit und Aufhebens, aber mit um so festerem Zusammenwollen. Ein wenig bänger war ihnen nun, da ihre Liebe aus dem scheuen Herzkammerlein heraus vor die Öffentlichkeit schreiten sollte, schon, und die Eltern des Klemens waren nicht sehr erbaut. Bärbel war brav und recht, aber ihr Bub hätte eine wohlhabendere heiraten können, auch mußte er als Zweiter auf Einheirat bedacht sein — kurz, es paßte nicht hinten und nicht vorn, und mit der Heirat hieß es warten. Die Jugend hofft immer, daß es besser wird, und es muß schon viel kommen, bis sie die Hoffnung aufgibt. Es kam nicht besser; zum Mißjahr kam Viehsterben, und im nächsten Frühjahr schon wanderte wieder ein ganzer Schwarm Leute aus.

Es waren meist junge, aber auch vergantete Familienväter mit Frau und heranwachsenden Kindern, denen die Gemeinde das Reisegeld gegeben hatte, wie als Abfindungsgeld oder so eine Gabe, die einen bitteren Geschmack hat. Einmal war dem Bärbel leich der Gedanke durch den Kopf gegangen, es zu versuchen — wenn der Klemens nicht wäre. Es ward deshalb rot und bleich vor Schrecken, als die Base und ihr Mann eines Tages vorsichtig davon aufgingen; es wußte nichts zu erwidern, dachte zuerst an einen andern Dienort, weil es annahm, man wolle es nicht behalten. Die Base aber, von Anfang an zweifelnd, wußte, daß es um den Hauserbastian, des Klemens Vater, schlecht stand, und daß

eine Heirat mit einer Wirtstochter des Nachbarorts vorgeesehen war und beschlossen, über der zwei heimlich Versprochenen Köpfe weg.

Als Bärbel das bestätigt fand in dem gedrückten Wesen ihres Klemens, da tat sie kurz gefaßt alles Notwendige, ein schwer Stück Arbeit, obwohl einen etwas trieb und flink machte, diesmal der Trost und der Stolz. So währte es nicht lang, daß einmal am Sonntag der Pfarrer nach der Predigt sagte: „Am morgigen Tag werden weitere Kinder unserer Gemeinde das Dorf verlassen, um glückliche Fahrt und Gottes Segen auf ihr Leben in der Neuen Welt laßt uns beten.“

Das Bärbel bis die Bühne zusammen und weinte nicht. Den Sonntagnachmittag brachte sie auf dem Gottesacker zu; dem Klemens hatte sie sagen lassen, es bräuhete keinen Abschied. Sie hatte in ihrem Herzen schon Abschied genommen, den härtesten und bittersten Abschied. Nicht die Trennung war das schwerste, und leicht hätte das Mädchen ein paar Jahre fern von ihrem Liebsten leben gemocht, wenn eine Hoffnung am Ende gestanden hätte. Am schwersten dünkte sie nicht das Alleinseinmüssen, sondern das Fernsterben in der Zukunft, in der grössten und ernstesten Stunde nicht bei ihm sein zu können, den sie liebte, und selber einmal die Augen schließen zu müssen, die sein Bild nicht mehr gesehen hatten.

In der Nacht, der letzten, die sie mit dem Christinle in dem engen Kämmerlein in der „Bühn“ verbrachte, erwachte sie an einem Aufschrei der Kleinen, die auf ihrem Strohsäcklein kauerte und nach dem Fenster deutete. Bärbel sah ein Männergesicht in der kleinen scheibenlosen Oeffnung, das rasch verschwand, und nun rumpelte und polterte es vor dem Haus — an der Rückwand war Holz aufgeschichtet gewesen, und der Klemens, der nichts wollte, als sein schweres Herz mit einem ungehörten und ungesprochenen Abschiedsgruß aus der fernsten Nähe trösten und zu diesem Ende auf die hohe Holzbohle klettern müssen, purzelte, selber erschrocken, mit den Holzschreibern zu weit, ravelte sich auf, und rannte so leise, als es jetzt noch ging, davon. Bärbel hatte auch einen Schreden bekommen, aber einen andern, und leises Freuen und lautes Wehe stritten bis in ihr. Aber sie mußte zuerst das weinende Schwesterlein beruhigen, das immerfort heulte: „Eine Hegeis war in der Kammer!“ — Eine „Hegeis“ ist dortzulande heute noch nichts anderes als das harmlose grüne lanaceidwänzige Tierlein, das aber gleichwohl manchen großen Kindern Schrecken einjaagt, als wär's sein gepanzertes ägyptischer Vetter, oder gar sein sagenhafter Urahn, der Lindwurm. — Das Christinle aber hatte vielleicht aus ähnlicher Furcht oder einem sonstigen unverständlichen Kindergrund den Namen „Hegeis“ für etwas Furchterliches gehalten, das man nicht sieht, und ein halber Gespensterglaube, oder auch ein fester, spukte dazumal auch in den großen Köpfen. Das Bärbel tröstete also das Kind mit allen lieben Worten, die ihm in den Sinn kamen und die das Christinle zufrieden und schon wieder im Halbchlaf anhörte, obwohl ihm vielleicht nicht einmal alle galten. Und wenns so gewesen wäre, so wären ihm nach den anderswo hin gesagten doch noch genug übrig geblieben. — Aber das Bärbel schaute doch mit rotgeweinten Augen in das graue Morgenbämmer, und auf das ungeliebte Tierlein des Bärbels fielen immerwährend die hellen Tropfen. Das Mädchen machte es am allerfürzesten mit Lebwohl und Behüt Euch Gott, so daß die Verwandten glaubten, sie gehe doch nicht so schwer. Sie aber machte es kurz, weil sie meinte, sonst auf den Boden liegen zu müssen und die Erde bitten: Behalt mich da! Laß mich nicht fort!

Die lange öde Ueberfahrt wäre für Bärbel schwerer zu ertragen gewesen als für die anderen, wenn sie nicht den Verzagten und den Unbeholfenen mit Wort und Hilfe beigeprungen wäre. Ihr eigenes Herzleid dünkte ihr so unwert neben dem Mitleid derer, die Sorge trugen weniger um ihr eigenes Leben, als um das der Anachbrigen. Dachte sie an ihr kleines Schwesterlein, so stiegen ihr wohl die Tränen auf, und an den Klemens zu denken brauchte sie nicht; der schwere Schmerz, der jeden Morgen beim Erwachen oder in langen Nächten ihr den Atem nahm, war nichts als ein uneingeständenes Abschiedsweh. Das war immer da und ging mit ihr durch die nächsten Jahre, und sie gewöhnte sich an die Last, wie man sich an ein Leibliches Gebrechen gewöhnt und trotzdem tapfer das Mögliche schafft. Bärbele hatte hart angefangen in einer Wirtschaft, wo sie aufwartete; die Sprache ward ihr von selber vertraut mit den Bedürfnissen der Leute, für die sie schaffte und in deren Wesen sie immer gleich, trotz Fremdsein und Zurückhaltung, den tieferen Grund erspürte. Nach einiger Zeit kam sie zu einer Metzgersfrau in den Dienst, die zwar wortfarg und genau, aber auch besorgt war und dem stillen deutschen Mädchen genug Lohn und Ruhezeit gönnte. So flossen fünf, sechs schöne Jahre dahin — sie wären daheim schön gewesen, wenn im Frühjahre das Dorf ein blühendes Gehege war, oder wenn im Sommer die blauen Schmetterlinge im brütenden Heudust über der Waldwiese flatterten, wenn der Herbst kam mit den Spinnabenden, und die Winter Sonne einen kurzen hellen Tag lang die verschneiten Kluren plänzen und glitzern machte. Sie wären schön gewesen, wenn — und da schüttelte das Bärbele jedesmal den blonden Kopf, und in der Stirn erschien eine Falte: nein, es ward nichts ausgedacht, ausgeträumt! „Was will ich,“ dachte das Mädchen, „mir geht's nicht schlecht, mir geht's auch nicht gut, — ach, warum geht's einem nie mehr ganz gut, wenn das Leben sich einmal anders gewendet hat, als man meinte und mochte? Vielleicht redet man sich's nur ein, vielleicht ist es so am besten, wie es wirklich ist“ — und sie dachte an ihre ersparten Taler, die

dem Christinle einmal zugut kommen sollten. Sie sagte sich, wie ihre Frau ihr alles im Haus anvertraute, sie wie eine Verwandte hielt, und rechnete schon säuberlich solche Vorteile dem heimlichen Unzufriedenen in ihrem Herzen vor. Aber es dünkte sie, als werde sie dürr und weh dabei.

Eines Abends saß sie mit einer Näharbeit beim Dellämpchen und ließ mit dem Faden allerhand Gedanken auf und nieder gehen, und da kam ihr einer: „Der liebe Gott sorgt für mich,“ überlegte sie. „es wäre undankbar, nicht froh zu sein, aber es ist alles so schwer, so öd manchmal; nur einmal möchte ich einen Tag, eine Stunde, nein, nur einen Augenblick ganz glücklich sein, nicht ausgelassen, nur still und ganz froh und sorglos. Den kleinen Trost könnte mir der liebe Gott wirklich einmal gönnen.“ Aber dann dachte sie wieder, ob es nicht doch zuviel verlangt sei. In der Nacht hatte Bärbele einen Traum. Sie sah sich daheim im Dorf in der braungetäfelten Matsstube stehen in einem schwarzen seidnen Halsuch, einer wunderschönen Schürze mit blauen Blumen darauf und einem Kränzlein aus Glasperlen und Wachsbäumen. Neben ihr stand der Klemens, und sie wollten sich von dem Schulttheiß trennen lassen. Der Schulttheiß lächelte und fragte das Bärbele allerhand nach den Hochzeitsbräuchen in der neuen Welt und kramte dabei in seinen Papieren. „Was macht er so lang?“ hörte Bärbele ihr ins Ohr flüstern, „ich kann's fast nicht erpassen,“ und er drückte ihr dabei die Hand. Bärbele überströmte es — das unsagbare, ganz stille, und doch so unendlich grobe Glücksegefühl, um das sie gebetet hatte. Sie stand ganz unbeweglich, spürte die Wärme des Manneswesens neben ihr, und sah seine guten, klaren Augen — und neben ihm stand die verstorbene Mutter, fröhlich lächelnd und ihr zuneidend. Das Christinle lief her und nahm ihre Hand und sagte mit seiner Zwitscherstimme: „Aber gelt, Bärbele, du schläfst wieder bei mir, und die Hegeis darf nicht mehr in die Kammer!“ Ueber die Gesichter des Schulttheißens und des Matschreibers zog ein Lächeln, die Mutter schaute ernst und fragend drein, der Klemens aber hatte einen feuerroten Kopf — da tat das Bärbele rasch das wonnige Träumen ab und trat einen Schritt vor und sagte: „In der letzten Nacht, da ich daheim war, wollte der Klemens mir wenigstens mit Gedanken Lebwohl sagen, und da stieg er auf den Holzstoß vor dem Haus und schaute zum Bühnladen herein, und da ist das Christinle erschrocken, wie es seinen Kopf sah und dann das Holz rumpeln hörte, als er geschwind hinunter wollte und purzelte, und ich bin schuld daran, warum hab ich ihm keinen Abschied gegönnt!“ — Die Mutter lächelte wieder, auch der Klemens, der Schulttheiß schaute ernst und — alles zerrann leise, und das Bärbele lag und schaute mit seinen weitauferstehenden Augen gerade in die Sterne hinein.

Gleich wollte das Weh wieder kommen und das helle Traumglück vertreiben, aber das Bärbele dachte: „Jetzt hat der liebe Gott wahrhaftig meinen Wunsch gehört und erfüllt, jetzt muß ich auch zufrieden sein mit dem großen Glück, das ich eine ganze Weile hab haben dürfen, und es war so ganz, nichts hat eesehlt, jetzt kenn' ich es doch!“ Und das Bärbele schaffte seine Tage weiter, tapfer, still und gleichmäßig wie immer. Wenn ihm einmal so ein Gedanke kam, als ob der liebe Gott vielleicht doch noch wahr machen könnte, was es im tiefsten Grund des Herzens wünschte, schalt es sich gleich unzufrieden und undankbar und verzagte den Gedanken.

Es mochte ein Vierteljahr danach oder etwas mehr sein, da fragte ein Handwerksbursche ins Haus nach ihr; Bärbel kannte ihn anfangs nicht, obwohl sie ihn, der ihren Heimatsort redete, willkommen hieß — bis er seinen Namen nannte; er stammte aus einem Nachbarort und hatte Bärbel gleich erkannt. Es gab ein Fragen und Erzählen, und das Mädchen erkundigte sich ruhig nach Klemens. „Er wird verheiratet sein,“ sagte sie, „mit der Mohrenwirtsstochter.“ — „Das ist sein Bruder,“ entgegnete der Bursche. „Der Klemens hat das Haus; der Hauserbastian ist im vorigen Jahr gestorben.“ — „Dann hat er eine vom Ort genommen?“ Das kam so leise heraus, daß die Metzgersfrau, die sonst nicht gerade feinhörig war, aufhorchte. „Woher denn, der denkt scheint's nicht aus Heiraten, so arg ihn die Hauserin plagt, und er könnt haben, Reiche und Rechte. Er kommt am End auch noch herüber nach Amerika,“ lachte der Bursche, der jüngere als Bärbel und bei ihrem Abschied damals noch ein halber Bub gewesen war. — Was in Tagen, wie sie dem Bärbele nun kamen, in dem kleinen Menschenherzen hin und wider zieht, was es lauter schlagen und angstvoller sich zusammenkrampfen macht — all das kann man nicht sagen und nicht beschreiben.

Das Bärbel sprach mit der Metzgersfrau, und die Wortarme und doch feinfühlig versprach dem Mädchen, die Ueberfahrt zu zahlen und hieß sie das Ersparte aufheben für eine etwaige Rückreise — alles ward überlegt und besprochen. Wie Traumbilder zog es an ihr vorbei, die vergangenen Jahre, der herzliche Wunsch der Arbeitgeber, der Weg zum Hafen, die Abfahrt. Wie ein Traum war alles — Wirklichkeit wollte jenes Traumbild der Nacht werden. Aber das Mädchen gebot dem Frohsinn Schweigen. So reif war sie in den harten Jahren geworden. Die langen Tage der Ueberfahrt vergingen ihr rasch, weil sie Aufwartedienste auf dem Schiff tat, um die Zeit zu füllen und ihr kleines Verbitum zu mehren. Wenn sie einmal eine freie Stunde hatte, dachte sie an jene, die hinausfahren ohne Hoffnung, ohne Mut.

„Nur Mut sollte man von Gott erbitten,“ dachte sie. Mit solcher Stetigkeit und Ruhe des Gemütes ließ sie sich tragen, immer weiter hinweg von fremden Gestaden, immer näher der Heimat zu.